

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

23]

Roman von C. Wiebig.

„Entdeckt?!“ Frau Kistemacher strich an einer kleinen Galle, die ihr gutes Kleid im Schoß warf, auf und nieder. „Gesamt haben wir sie, glaube ich, noch früher; und daß sie was Besonderes war, das hatten wir gleich weg. Namentlich mein Mann: er hat durch seinen Beruf solch große Menschenkenntnis.“

„Ihr Herr Gemahl ist Zahnarzt?“

Elisabeth erröte, sie fühlte den Stich, der in dieser Frage lag. „Ja, wir kennen uns schon lange!“ sagte sie und legte rasch den Arm um Frau Kistemachers Schulter.

„Na, Elisabethchen!“ Frau Kistemacher tätschelte sie. „Sawohl, mein Mann ist Zahnarzt, aber er hat nebenbei noch viele Interessen, besonders für Litteratur, nicht wahr, Elisabethchen?“ Sie blinzelte dem Mädchen zu. „In seinen Mußestunden besieigt er auch zuweilen den Pegasus, wie er sagt.“

„Also ein Sonntagstreiter?“ Frau Leonore lächelte.

Frau Kistemacher lachte herzlich. „Ja, das ist er, hahaha! Sie werden nun begreifen, daß er sofort Verständnis für Elisabeth hatte. Es hat ihm riesiges Vergnügen gemacht, nach besten Kräften ihr Talent zu fördern. Ich bin immer ganz beglückt, ganz gerührt, wenn ich all die Kritiken lese — wie weit haben wir sie doch in der kurzen Zeit gebracht!“

„Ich meine“ — Frau Mannhardt war wieder ganz Zurückhaltung, ihre Stimme klang unleugbar scharf — „das wahre Talent bricht sich immer Bahn, es braucht keine Protection. Sogenannte gute Freunde schaden oft mehr, als sie nugen.“

„Das sage ich auch!“ Frau Kistemacher wurde ungemein lebhaft. „Das freut mich, daß Sie das auch sagen, gnädige Frau! Siehst Du liebes Kind“ — sie legte Elisabeth die Hand auf die Schulter — „habe ich's Dir nicht schon gesagt? Dieser Umgang, Du weißt schon, welchen ich meine, ist nicht gut für Dich. Sehen Sie, gnädige Frau“ — sie rückte erregt dem Sofa näher — „diese jungen Litteraten, der Heider, der Erdmann, und wie sie alle heißen, dieses Fräulein — Ritter heißt sie ja wohl, die sind doch kein passender Umgang für ein feines Mädchen? Immer läuft sie dahin; ich habe immer Angst, sie —“

„Ich bitte Dich, schweig davon!“ Elisabeth schüttelte die auf ihrer Schulter ruhende Hand ab und rechte sich hoch auf, Bornesröte im Gesicht. „Ich habe Dir's schon einmal gesagt: Ich lasse meine Freunde nicht beleidigen!“

„Nun, nun“ — Leonore sprach, wie man einem unvernünftigen Kinde zuredet — „mir nicht gleich so heftig! Von „beleidigen“ ist doch gar keine Rede. Ich finde, Frau Kistemacher hat ganz Recht!“ Sie nickte derselben zu. „Es ist mir sehr lieb, daß ich davon höre. Ich wußte das ja gar nicht so.“

„Es sind meine Freunde,“ sagte Elisabeth finster. „Es thut mir schon weh, wenn nur in diesem — in diesem — nun, in diesem gewissen Tone von ihnen gesprochen wird!“

„Nun, dann müssen sie sich auch danach benehmen!“ Frau Kistemacher lief leicht die Galle über, es empörte sie, in Frau Mannhardts Gegenwart zurecht gewiesen zu werden. „Ist das eine Art von dem Heider, ein junges, alleinstehendes Mädchen so zu kompromittieren? Als hätte er Dich gepachtet? Von dem Erdmann ist nicht zu reden, der sieht ganz verrückt aus, der kann einem leid thun. Frage mal die gnädige Frau“ — Frau Kistemacher erhitzte sich immer mehr — „ob es ihr paßt, daß Du mit der Ritter so intim verkehrst, dieser Person, die ein Kind hat und nicht mal verheiratet ist! Oh, mein Mann hat sich wohl erkundigt! Finden Sie das passend, gnädige Frau?“

„Durchaus nicht! Ich bin ganz Ihrer Meinung. Gätte ich das gewußt! Herzchen, wie kannst Du Dich nur mit dieser Bohème —“

„Passend oder nicht passend!“ Elisabeth schnitt ihr das Wort ab und sprach stark: „Es ist nun mal so. Ihr werdet Euch daran gewöhnen müssen. Oh“ — eine schmerzliche Ent-

rüstung zitterte in ihrem Ton — „ich bin doch kein Kind, dem man Vorschriften machen kann?! Ich bin alt genug, ich muß allein vertreten, was ich thue!“ Ihre Stimme zitterte nicht mehr, sie war zum Schluß fest geworden, fast hart. „Ich versichere Euch, ich lasse mich nicht beeinflussen, weder für, noch wider. In keiner Lage!“

Frau Leonore lächelte, sie fühlte, hier mußte sie andere Saiten aufziehen. Sie hatte sich getäuscht, die war noch kein gefügiges Werkzeug in ihrer Hand. Nur nichts verderben! Elisabeth gefiel ihr besser denn je mit den festgeschlossenen, ein wenig aufgeworfenen Lippen und der stolzen Haltung. Die würde schon etwas erreichen im Leben!

Sie schmeichelte: „Wie eine Siegesgöttin steht sie da! Du hast recht, Liebchen, es kommt uns gar nicht zu, Dich irgend wie beeinflussen zu wollen“ — sie blinzelte Frau Kistemacher zu — „komm, sei wieder gut, Liebchen!“

„Ich bin ja gar nicht böse.“ Elisabeth versuchte zu lächeln, aber ihr Blick blieb ernst, fast düster. Ihre Finger waren eiskalt und zuckten leicht in Leonores Hand.

Frau Kistemacher empfahl sich freundlich, sie küßte sogar Elisabeth.

Als sie gegangen, war Leonore ärgerlich.

„Uns so das Beisammensein zu stören! Aergere Dich nicht, Liebchen, ich sage Dir, nichts als Eifersucht!“

„Das mag sein.“ Elisabeth hatte Kopfschmerzen, und lehnte die heiße Stirn an die Schulter der Fremdin. „Es ist recht schwer!“ sagte sie. „Nun bin ich so glücklich, so sehr glücklich! Aber immer kommt allerlei, was mein Glück stört und an mir herumrörgelt. Ich kann das gar nicht vertragen. Es ist schlimm, ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister —“

„Hast Du nicht Freunde? Hast Du nicht uns? Mich?“ Leonore streichelte zärtlich die heiße Wange.

„Sawohl, Ihr!“ murmelte das Mädchen. „Aber da ist doch nicht ein einziger, der ganz zu mir gehört. Oh, sei still“ — sie hob die Hand — „ich weiß wohl, meine liebe Leonore, Du hast mich lieb, Du bist so sehr gut zu mir, aber“ — das Murmeln wurde noch leiser — „Dein Leben ist ausgefüllt, Du hast Deinen Mann, Deine Verwandten, Deine Freunde, Deine Interessen, Deine Geselligkeit. Ich bin Dir nicht nötig. Und ich möchte einem Menschen alles sein. Du weißt ja“ — sie lächelte schwach — ganz oder gar nicht! Man braucht eine zweite Seele, nicht bloß im Leid, ich fühle es deutlich, auch im Glück!“

„Du mußt Dich verheiraten, Liebchen,“ sagte Leonore leichtsin. Sie hatte wenig Verständnis für solche Ergüsse.

„Apropos, Liebchen, Eherz beiseite, was mir eben einfällt, was hast Du denn eigentlich mit Eisenlohr gehabt? Er war auf unserem Diner so komisch zu Dir, ging Dir, man möchte sagen, aus dem Wege. Ich wollte Dich längst fragen. Bestern auf dem Diner bei Goedeke — es wunderte mich schon sehr, daß der Dich nicht auch eingeladen hatte — saß ich neben Eisenlohr. Ich brachte die Rede sehr geschickt auf Dich. Er verhielt sich ablehnend. Da fragte ich ihn geradezu, was er gegen Dich hätte? „Ich?“ Er that sehr verwundert. „Gar nichts!“ Und dann sagte er, Du wärest so komisch gegen ihn gewesen, er wollte nicht weiter darüber sprechen, aber eigentlich — unartig! Jedenfalls, gelinde ausgedrückt, seist Du eine etwas merkwürdige junge Dame. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen; er brach sofort ab. Ich erzählte es zu Hause gleich meinem Mann; der schien nicht überrascht, Goedeke hatte ihm schon was anvertraut, kurz vor unserem Diner; er hatte es mir nicht gesagt, um mir nicht die Freude zu verderben, um mich überhaupt nicht aufzuregen. Daß aber Eisenlohr wegen der Kritik auf Dich böse sein soll, glaube ich einfach nicht. Das hat ein Eisenlohr doch nicht nötig!“

„Das ist es auch nicht!“ Elisabeth schnellte empor. „Nun will ich Dir's sagen! Dieser Heuchler!“ Sie ballte empört die Hände. Mit funkelnden Augen, mit brennenden Wangen, hastig, sich überstürzend, erzählte sie ihr ganzes Erlebnis mit Eisenlohr. Sie vergaß nichts. „Und da stand ich auf der Straße!“ schloß sie fiebernd vor Erregung.

„Ahnte mir doch so was!“ Leonore brach in ein herzliches Gelächter aus. „Aber das ist doch nicht so tragisch zu nehmen! Hahaha! Und deswegen springst Du aus dem

Wagen, mitten im Regen, bei Donner und Blitz?! Liebchen, nimm's mir nicht übel, das war kindisch! Eine Person wie Du muß doch Verständnis für solche Situation haben! Du bist doch nicht das erste beste Gänschen!"

"Es war eine Unverschämtheit!" Auf Elisabeths Stirn zeigte sich eine Zornesfalte.

"Liebes Kind, was willst Du? Er ist ein Dichter!"

Elisabeth sagte kein Wort, sondern sah die andere nur groß an.

"Ja, sieh mich nur so an" — Frau Leonore lachte wieder — "hahaha! Du mußt doch Eisenlohr nicht mit dem Maßstab messen, mit dem Du andere Männer mißt. Da hättest Du ganz recht gehabt, empört zu sein, aber hier —! Sold! eine impulsive Künstlernatur läßt sich eben hinreißen. Du hast ihm gefallen, er hat es Dir gezeigt — nun, was weiter?! Eisenlohr wird von den Frauen sehr verwöhnt."

"Mögen sie ihn verwöhnen!" In des Mädchens Ton lag Verächtlichkeit.

"Ich finde das nicht etwa nachahmenswert," sagte Leonore rasch, und ihr lächelndes Gesicht wurde ernst. "Aber ein bißchen Klugheit muß man doch walten lassen. Kommtst Du denn nicht eine lebenswürdige Art der Zurückweisung finden?"

"Nein!" Elisabeth sprach das „nein“ sehr schroff.

"Gm, hm, die Geschichte ist sehr fatal!" Frau Mannhardt stützte nachdenklich den Kopf. "Was soll er von Dir denken? Gm, hm, ärgerlich!" Plötzlich fuhr sie auf: "Du hast Dich unglaublich thöricht benommen, Kind! Das vergißt er Dir nie! Er wird es Dir nachtragen!"

"Mag er!"

"Ach was!" — Leonore wurde nun wirklich böse — "man sagt das nicht so leicht hin! Er ist ein berühmter Mann! Ein Wort, eine Zeile von ihm gilt viel. Es ist durchaus nicht egal, ob er Dein Freund ist oder Dein Feind; er kann Dir sehr schaden!"

"Ich mache mir nichts daraus!" Elisabeth zwang sich, ruhig zu bleiben, aber Leonore sah, wie es in ihr stürmte. "Mag er denn mein Feind sein, mag er unfreundlich über mich sprechen, ja sogar schreiben, ich werde doch meinen Weg finden!" Sie lachte, aber es war nicht das ihr eigene, frische, schöne Lachen; es klang gezwungen. Wie ein Hauch ahnungsvoller Bangigkeit flog es über ihr Gesicht. "So etwas sollte mich hemmen?! Ihr Auge flammte und sie trat der anderen einen Schritt näher. "Mein Freund Heider sagt: Ich pfeife drauf!" Sie wandte sich ab und ging zum Fenster; mit brennenden Augen starrte sie hinaus ins Dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Tragödie des Wahns.<sup>\*)</sup>

Es ist nicht der finstere Wahn der Menschenfeinde, um den es sich hier handelt, nicht der Wahn, der Ketten schmiedet und Scheiterhaufen baut, der Andersdenkende verfolgt und um ihres Denkens willen peinigt. Es ist vielmehr ein Wahn, über dem ein Glanz von Licht und Frühlingsglauben ruht, ein Wahn, den man für heilvolle Gesinnung halten könnte und der auch oft genug dafür gehalten worden ist, weil er aus der Menschenliebe stammt.

Unsere Tragödie spielt im Hause des Dr. Bodholdt, der „Anstaltsarzt“, d. h. Arzt in einem Zuchthaus ist. Er hat ein Buch geschrieben, das den Titel „Der Verbrecher: Mitmensch oder Paria?" führt. Der Titel läßt den Gedankengang der Schrift bereits ahnen und böllige Klarheit wird uns, wenn wir in den ersten Szenen den Dr. Bodholdt menschlich kennen lernen. Als sich seine Tochter über die rote Zuchthausmauer beschwert, die vor den Fenstern ihrer Wohnstube die Aussicht sperrt, meint er verweisend, daß ihn da drüben keiner zu ihnen herüber laßt, obschon es doch Menschen sind. Und darum scheinen diese Menschen so wild und gefährlich, weil man sie eingeschlossen hat, wie wilde Tiere in einen Käfig. Die häßliche Mauer ist nichts als Feigheit, Feigheit der Gesellschaft, die ein schlechtes Gewissen hat und sich schümen will gegen die Auswüchse, die sie selbst großzieht. Die Mauer muß herunter. Bevor das nicht gethan ist, bleibt das Wort „Kultur“ eine Lüge. Der Verbrecher ist eben Mitmensch, nicht Paria.

Soweit, so gut. In diesen Szenen hat Dr. Bodholdt noch unsere aufrichtige Sympathie. Wenn sich auch hier und da — mehr in seinem Wesen, als in seinen Worten — ein Zug unbeherrschter Schwärmerie zeigt, dürfen wir ihn doch immer noch zu den Menschen rechnen, die durch die leidenschaftliche Energie ihres Glaubens das Gute fördern. Bald aber machen uns seine Handlungen irre. Ihr habt keine Menschenliebe, sagt er zu einem

\*) „Andreas Bodholdt“. Tragödie in vier Akten von Wilh. v. Polenz. Dresden und Leipzig bei Pierzon.

Pastor des Stüdes, und dabei läßt er seine Frau in kalten Schatten leben, nicht um eines großen Zieles willen, sondern weil er nicht einsehen kann, wie ein entlassener Sträfling, den er in sein Haus aufgenommen hat, ihn in feiger und hinterlistiger Weise betrügt. Wir sagen jetzt, wenn wir an die Erfolge seiner Thätigkeit denken, ohne daß wir doch den Glauben ganz zu verlieren brauchen. Es giebt sieghafte Optimisten, die mehr in der Ferne, als in der Nähe sehen, und der Dichter hat uns bereits zu Beginn gesagt, daß Bodholdt zu ihnen gehört. Dann allerdings, wie die Handlung vorüberzieht, schleicht sich immer mehr die Furcht in das Herz des Zuschauers hinein, eine unheimliche Furcht, wie man sie empfindet, wenn plötzlich in den Augen dies Gegenübers ein krankes Flackern aufzuckt. Die Flamme des Idealismus, die in Bodholdt lodert, durchleuchtet ihn nicht, sie verseigt sein Hirn und frißt seine Seele. Sein Glaube ist ein Wahn geworden, der unselig von ihm Besitz ergriffen hat. In seinem Verhältnis zu dem entlassenen „Sträfling“ Krutte wird das auch ziemlich klar. Krutte ist ein Zuhälter mit „tierisch stark entwideltem Hals- und Mundpartie und niedriger Stirn“, der seine Diene erschlagen hat und dafür im Zuchthaus büßen mußte. Diesen rohen Menschen, der von väterlicher und mütterlicher Seite mit Degenerationsmerkmalen belastet ist, glaubt Bodholdt in sein Haus aufnehmen und „durch Liebe“ entwaffnen zu können. Was in Generationen geworden und gewachsen ist, meint er, durch die Kraft — nicht seiner Wissenschaft — sondern seines Glaubens aufheben zu können. Der Gelehrte verschwindet, und vor unseren Augen steht ein zerstörter Geist, der Furcht einflößt, weil er aus allen Normen des Denkens herausgeworfen ist und ir durch das Leben tastet. Familie und Bekannte — die Leute des Alltags — ziehen sich zurück, und wenn sie damit auch nicht Recht haben — das hat der Alltag nie — so haben sie doch weniger Unrecht als der Gemiedene selbst.

Zimmer weiter arbeitet der phantastische Arzt sich in seinen Wahn hinein. Der Widerstand, der ihn umringt, schürt seinen Fanatismus. Ihr werdet Euch befehren, ruft er exaltiert, die Welt wird sich zu mir befehren. Die heilige Gewißheit ist mir aufgegangen! Habe nur den Mut, Deiner Ueberzeugung zu leben bis zum äußersten, dann beugen sich die Menschen vor Dir, dann bist Du Herr aller Dinge. Ich habe Mühsüchten genommen bisher, Mühsüchten auf Euch, Mühsüchten überall — — — Christus! Er verließ Vater und Mutter. Darum unterwarf sich die Welt ihm, weil er ihre Kleinheiten nicht kannte — — —

Christus! Hier bricht der religiöse Größenwahn in heller Flamme aus. Der Arzt beruft sich auf den Religionsstifter, eben weil er im Grunde gar kein Arzt, sondern ein kranker Prophet ist. Er nimmt Krutte in sein Haus, behandelt ihn wie seinen Bruder und ist um ihn besorgt, wie eine Mutter um ein schwächliches Kind. Er will ihn zwingen; seine große unendliche Liebe soll den Mörder entwaffnen. Er hat den Glauben, warum soll er nicht das Wunder vollbringen?

Aber das Wunder geschieht nicht. Die lange Kette von Ursachen, die schließlich den Mörder gezeugt hat, läßt ihrer nicht spotten. Krutte bleibt der vertierte Mensch, der er ist, und schleudert dem Arzt, der wie ein Verzweifelter um seine Seele ringt, das freche Wort ins Gesicht: „Ein Narr bist Du, so weit Du warm bist, noch schlimmer als der Pastor; der wird doch wenigstens dafür bezahlt.“

Damit ist Bodholdt vernichtet. Der Wahn, der seine Augen umfing, zerreißt, und das neue unbarmherzige Licht schneidet wie ein Messer. Mit dem gelben Ausruf „Ich bin ein Narr!“ bricht er zusammen — — —

Das ist das Stück. Es kommt uns hier weniger auf ästhetische Kritik als auf eine Darstellung des interessanten Problems an. Zimmerhirn aber muß erwähnt werden, daß die Arbeit einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Dramatikers Polenz darstellt. Die Handlung konzentriert sich — was nun einmal eine Lebensbedingung für Bühnendichtungen ist, — um einen Charakter, um denjenigen Bodholdts nämlich, und dieser Charakter ist fest und sicher gezeichnet. Auch sonst ist die Charakteristik gut; nur ein Landgerichtsrat Mühlung und der Intrigant Korinski sind etwas schattenhaft geblieben. Bei einer Aufführung würde alles darauf ankommen, daß in der Darstellung das kranke Element in der Geistesverfassung des Helden betont würde. Wenn der Schein erweckt wird, als sei Bodholdt ein wirklicher Idealist, würden Verstand und Gefühl sich in gleichem Maße empören. Wir kehren indessen nunmehr zum Problem der Dichtung zurück.

Man könnte sagen, daß wahnbesangene Menschen wie dieser Bodholdt nur sich selbst und ihrer nächsten Umgebung Schaden zufügen. Dem ist indessen nicht so. Sie schaden uns, der Gesamtheit, den Menschen überhaupt. Ueberall wo ein kühner Neuerer auftritt, schreit der Pöbel des Geistes: „Er ist verrückt“, und die alten Mächte, die um ihre Schätze bangen, stimmen heifer ein: Er ist verrückt. Wenn nun so ein Bodholdt auftritt, triumphieren die Feinde des Neuen im Chor und befeuern nicht den kranken Propheten, sondern den verhassten Fortschritt überhaupt. Weil ein Narr die Welt ändern will, schließen sie, daß jeder, der dasselbe will, nun auch ein Narr sei. Weil der irdische Jammer einen zum Verbrecher macht, möchten sie am liebsten allen das Schaffot verschreiben, die sich gegen den irdischen Jammer wenden; denn aus dem irdischen

Zammer fangen sie ihre Kraft. Man kann einer Sache keine tieferen Wunden schlagen, als indem man ihren Schein borgt und ihr Wesen verleugnet. Was aber thut Vochholdt, wenn er das Verbessern befeitigen will und dabei von den Ursachen, aus denen es fließt, keine Ahnung hat? Er diskreditirt dadurch den Fortschritt, den er anzustreben glaubt, in der denkbar schlimmsten Weise.

Warum werden in der neuen Dichtkunst gerade die Bücher, in denen ein unreifer und unreiner Geist deliriert, von den feinsten Barbaren mit schmagendem Begehren herumgereicht? Weil sie den Schein der Kunst borgen und ihr Wesen verleugnen. Gerade die deutsche Arbeiterbewegung weiß, wie von der Lüge der Gegner im allgemeinen, so auch von der Lüge in diesem besonderen Punkt, ein Lied zu singen. Wie oft hat sie betont, daß sie ihre Forderungen nicht moralisch motiviert, sondern aus der ökonomischen Notwendigkeit ableitet. Und doch! Wie jammervoll oft hat man versucht, sie mit übergeschnappten Schwärmern zusammen zu werfen und zwar haben das nicht nur dunkle Scribenten, sondern auch höchst erleuchtete Professoren versucht. Unter diesem Gesichtspunkt sind Menschen wie Vochholdt, so edel auch ihre Beweggründe sein mögen, gefährlich, gefährlicher fast als offene Feinde, die niemand über ihr Wesen täuschen.

Es ist übrigens kein Zufall, daß gerade in unsern Tagen die Tragödie dieses Wahns geschrieben wird. Es schreitet ein drohendes Tiefengepenst durch diese Zeit: die Not. Es läßt die Macht in ihren Palästen nicht schlafen und sucht die Hütten heim wie eine schwarze Seuche. Das Land blutet aus tausend Wunden; der Jammer schreit laut und stört die Geister aus ihrer Ruhe. Männer stehen auf, denen die Not des Volkes am Herzen fröhlich, und predigen phantastische Mittel. Der bange Abend vor einem neuen historischen Morgen ist die Stunde der Propheten, der finsternen Vorphrediger, der religiösen und ethischen Mystiker. Allen ist gemeinsam, daß sie Wunder thun wollen, daß sie ein tief eingewurzelttes Leiden sozusagen durch gütigen Zuspruch glauben heilen zu können, daß sie den Kopf verloren in einer Zeit, wo es am notwendigsten war, ihn zu behalten. Und wiederum allen gemeinsam ist der tragische Untergang. Der gelbe Schrei: „Ja bin ein Narr!“ schließt ihr verfehltes Streben — wie es die Tragödie von Polenz schließt. —

### Meines Feuilleton.

ag. **Geselligkeit in Alt-Berlin.** Im großen ganzen sah es mit der Geselligkeit der mittelalterlichen Berliner ziemlich trübe aus. Was wir heute unter „Gesellschaften“ verstehen, gab es im 13. und 14. Jahrhundert nicht, ebenjowenig kannte man Landpartien oder dergleichen. Nach Feierabend trafen sich wohl die Nachbarn auf der Bank vor der Hausthür oder auf dem Marktplatz, sonst kam man nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, Zunftschmäusen, Familienfesten usw. in größeren Kreise zusammen. Das Hauptgewicht lag dabei auf dem Schmause; Essen und Trinken bildeten überhaupt das erste Vergnügen des alten Berliner. Pro Person rechnete man bei einem Festmahl immer auf vier Pfund Fleisch. Daneben gab es noch Hirsebrei, Gemüse und vor allen Dingen Käse. Schmalzgebakenes, Gewürz, Honig und Vadobst machten den Nachtisch. Das Bier wurde gleich in Tonnem ausgelegt, und es galt als Höhepunkt des Festes, wenn alle Teilnehmer unter dem Tisch lagen. 1335 wurde insolgedessen ein Gesetz erlassen, nach dem alle Biertrinken im Winter um neun, im Sommer um 10 Uhr abends geschlossen werden mußten. Wer nachts im trunkenen Zustande auf der Straße getrossen wurde, kam in die „Narrenkiste“, einen Gitterkäfig, der in Berlin am Bernauer Bierkeller, in Köln am Gertraudenthore hing. Die Frauen waren von allen öffentlichen Festen ausgeschlossen, nur bei Familienfeierlichkeiten hatten sie Zutritt, saßen dann aber auch an gesonderten Tischen. Einen besonderen Anlaß zur Geselligkeit boten Laufe und Hochzeit, die beide oft mehrere Tage dauerten. Den Schluß dieser Feste machte der Tanz im Rathhausaal. Die Tänze unterschieden sich wesentlich von den unsrigen. Statt sinnlos durch den Saal zu rasen, suchte man im Tanz etwas auszudrücken. Zu den eigentümlichsten Tänzen Alt-Berlins gehörte der spezifisch-märkische Totentanz. Die Paare traten dabei nach einer fröhlichen Weise zum Reigen an. Plötzlich brach die Musik mit einer schrillen Dissonanz ab, einem Moment waltete tiefe Stille, dann erklang eine melancholische Melodie, die schließlich in einen Trauermarsch überging. Ein junger Mann sank auf den Boden und streckte sich als „Toter“ regungslos aus. Frauen und Mädchen umtanzten ihn, indem sie in möglichst tonischer Weise die Trauer zu karrikieren suchten und drückten endlich jede einzeln einen „Abschiedskuß“ auf seinen Mund. Eine allgemeine „Runde“ schloß die Ceremonie, oder wenigstens den ersten Teil. Im zweiten Teil spielte ein junges Mädchen die Tote und empfing die Klöße von Männern und Jünglingen. Den „Stehtanz“ bildete der „Schmollet“, ein Tanz, bei dem die Tänzer zuerst großen Haß gegen einander heuchelten, sich aber schließlich doch gerührt und versöhnt in die Arme sanken. War der Tanz im Rathhause beendet, so setzte man ihn gewöhnlich auf der Straße fort. Da es hierbei meistens wüst herging, erließ der Rat ein Verbot, „es solle niemand nach der letzten Glocke auf der Straße tanzen“. Vor dieser „letzten Glocke“ war der Tanz im Freien erlaubt, besonders im Sommer wurde von der Jugend gern und viel auf Straßen und Plätzen getanzt. —

ie. **Von den chinesisch-russischen Theekarawanen** geben die in der Stadt Tomsk erscheinenden „Sibirischen Neuesten Nachrichten“ einige bemerkenswerte Angaben. Danach durchzogen in der Zeit vom 1. bis 20. Januar nicht weniger als 19 000 mit Thee beladene Schlitten die Stadt Tomsk. Eine Karawane besteht gewöhnlich aus 50 bis 70 Schlitten, manchmal aber auch aus 200–300. Gewöhnlich ist jeder Schlitten mit 5 Ballen Thee beladen, die in Ochsenhäute verpackt sind, und je 50 bis 80 Kilogramm wiegen. Eine Gruppe von 5 Schlitten wird von einem Pferd gezogen und einem Kutscher gelenkt. An jeder Schlittengruppe ist hinten ein Heubündel und ein Maß Hafer befestigt, die während des Marsches dem Pferde der nachsten Schlittengruppe als Futter dienen. Infolge dieser Einrichtung braucht die Karawane zur Fütterung keine Kraft zu machen. Nur das vorderste Pferd, das nichts zu fressen findet, da es eben keinen Vordermann hat, muß von Zeit zu Zeit gewechselt werden. In Dörfern halten sich die Karawanen nur 3 bis 4 Stunden auf, um die erschöpften Pferde auszuwechseln. Geschlafen wird unterwegs auf den Wagen, trotz der heftigsten Kälte, die oft 40 Grad unter dem Gefrierpunkt erreicht. Der Theetransport durch Sibirien dauert mit solchen Karawanen gegenwärtig etwa ein Jahr, und man fragt sich erstaunt, warum man dann nicht den Seeweg vorzieht, an dem Obeisa in 7 Wochen von China aus erreichbar ist. Die Erklärung findet sich in den hohen Zöllen, die die Theeeinfuhr nach Rußland sehr verteuern, so daß sich sogar der langsame Transport durch Sibirien rentiert. —

### Archäologisches.

— Eine altgriechische Gliederpuppe wird in der „Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins“ abgebildet und von Heinrich Wulle besprochen. Es ist ein 13,5 Centimeter hohes Püppchen, das in Athen gefunden wurde und zweifellos einem früh verstorbenen Kinde ins Grab mitgegeben wurde. Der Püppchenkörper ist aus einem sehr feinen, hellbraunen, nur leicht gebräunten Thon hergestelt; an der Kopfhaube haben sich noch Reste von kräftiger roter Farbe erhalten. Arme und Beine sind in ähnlicher Weise wie heute bei kleinen Gliederpuppen beweglich mit Fäden am Rumpfe befestigt gewesen; ein Loch oben am Kopf diente zum Aufhängen der Puppe. Die Gliedmaßen und der untere Teil des Rumpfes sind nur ganz schematisch ausgeführt, es geht daraus wohl hervor, daß der Körper mit Gewändern zu bekleiden war. Brust und Kopf sind dagegen aufs feinste modellirt. Unter der Haube, deren Enden vorn über der Stirn geknüpft sind, quillt an den Schläfen ein wenig Haar hervor. Das Gesicht erinnert in seinem Typus an die Werke aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr., an die Schule des Phidias; die Stirn ist glatt und breit, die Augenlider sind scharf modelliert, der Mund ist klein, aber voll. Die Puppe gehört also sicher jener Periode an. Eine besonders an Terrakotten sehr selten zu beobachtende Feinheit ist es, daß die Augensterne in ganz leichter Gravierung angegeben sind. Durch die große Sorgfalt der Ausführung zeichnet sich dieses Püppchen vor den meisten anderen aus, die aus alten Gräbern, namentlich in Attika, zu tage gekommen sind. Hätte die so früh Verstorbene länger gelebt, so hätte sie ihre Puppe samt ihrem übrigen Spielzeug in ein Heiligthum der die Frauen beschützenden Artemis geweiht, ehe sie dem Satten gefolgt wäre. —

### Anthropologisches.

— Ueber die Gräber der Vega in Oberägypten sprach Prof. Schweinfurth in der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“. Diese Gräber sind, wie er nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ ausführte, hinterlassen von einem großen Volke, das die Küstländer östlich des Nil bewohnte. Die arabische Bezeichnung „Vega“ scheint etymologisch mit derjenigen zusammenzuhängen, welche diese Völker sich selbst gaben. Die semitische Sprachform tritt schon sehr früh, 325 Jahre vor der arabischen Zeitrechnung auf. Strabo scheint der älteste Schriftsteller zu sein, der den Namen „Wemmyer“ anzuführen weiß. Die arabische Invasoren trägt wohl einen Hauptteil der Schuld, daß vieles von den Eigentümlichkeiten der alten nubischen Kultur völlig verschwunden ist. Schon 954 wird die Zahl der Araber in Nubien auf 3000 angegeben. Die alten Ägypter haben diese alten Stämme zur Sicherung ihrer Grenzen organisiert, denn immer waren die Vega Herren der Wüste. So erklärt sich auch die Erhaltung ihrer Gräber in Oberägypten. Vergebens forscht man bei den Wemmyern und den Vega nach irgend welchen Kulturzeugnissen. Nichts haben diese Völker an dauernden Werken hinterlassen. Sie kannten keine festen Wohnsitze, keinen Ackerbau, sondern schienen sich ausschließlich mit der Viehzucht beschäftigt zu haben. Ein großes Verdienst haben sich die Vegastämme erworben durch die Kamel- und Geleznucht, die sie schon in den ältesten Zeiten betrieben haben. Erstmalig ist die Stetigkeit der Vegarasse und die ihr inne wohnende Kraft der Erhaltung des ursprünglichen Zustandes. Im vorigen Jahre hat Professor Schweinfurth die Gräber bei el-Kab erforscht. Sie liegen am rechten Ufer des Nil auf Sandsteinhöhen. Die Gräber bestehen aus regelmäßigen, eckindrischen Steinringen und erreichen eine Höhe bis 1 1/2 Meter. Die Grabkammer ist durch Herstellung einer flachen Mulde vertieft. Aus nicht erkennlichen Ursachen hat schon vor langer Zeit, nach Beschaffenheit der frei vertreteten Knochen vor etwa 200 Jahren, eine methodische Durchsuchung der Gräber stattgefunden. Die Leichen sind nicht einbalsamiert, aber mit einer Leinwand umwickelt. Die Grabkammer sind mit feinen weißen Kieselsteinen schön ausgelegt. Das ist um 10

bemerkenswerter, als in der ganzen Gegend solche Kiesel nur schwer zu haben sind. Die Grabkammer liegt in der Mitte des Ringes. Die Leichen haben anscheinend eine gestreckte Lage. Die Ringgräber reichen bis in die Zeit des 3. und 4. Jahrhunderts. Der Mangel an irgend welchen Inschriften und Beigaben würde eine nähere Aufklärung über die Herkunft der Gräber unmöglich machen, wenn nicht starke Beweismittel auf dem Gebiete des Vergleichs zur Verfügung ständen. Es hat sich die alte Form der Gräber bei den jetzt lebenden Nachkommen dieser Hirtenvölker noch erhalten, so z. B. bei den Gräbern der Bogos bis in die Einzelheiten. — In derselben Sitzung wurde über die armenische Expedition unter Dr. Veld und Dr. Lehmann folgende neue Mitteilungen gemacht: Veld, gegenwärtig in Wan, hat die etwa 1 1/2 Kilometer von der Stadt gelegene Semiramis-Festung untersucht und auf dieser einen Tumulus ausgegraben, in dessen obersten Schichten nur Ueberreste von Gegenständen sich fanden, die auf Metallbearbeitung deuten, während er in seinen tieferen Teilen rein steinzeitliche Dinge birgt, eine Thatsache, die für Mesopotamien bisher noch völlig neu ist. In 4 1/2 bis 5 Meter Tiefe fanden sich schöne Obsidianmesser nebst Steinhammern und Knochenartefakten, dazu Urnen, die denen von Toprat-Kaleh ähnlich, farbig bemalt und ornamentiert sind. Birchow legte alsdann die schon jetzt gemachte Publikation über die Steine vor, die südlich bei Mosul als der Grenzstein gleichsam der chaldäischen Herrschaft bei Dopsaneh von den Forschern mit großer Mühe bis auf wenige Stellen entziffert ist. Diese große Inschrift stand auf einer Felsfläche, und man glaubte bisher, König Sargon habe sie gesetzt. Es ist nunmehr erwiesen, daß von Sargon hier keineswegs die Rede ist, vielmehr gehört diese Inschrift dem Chaldäer-König Nuzas, und ihr Inhalt ergibt, daß hier die Reichsgrenze gegen Assyrien gewesen ist. Eine chaldäische Teilherrschaft existierte bei Madsadur und einem Gebirgsstale, wurde in den Kämpfen der Chaldäer und Assyrer vernichtet, doch hielt sie lange das Vordringen der Assyrer auf. Die Armenienforscher wollen die noch heute existierenden Reste des chaldäischen Stammes, der noch Sprache und Sitten der Vorfahren zum Teil bewahrt hat, im Gebirge besuchen. Die Expedition hat mithin festgestellt, weshalb die assyrische Macht nicht weiter westwärts hat vordringen können und hat die Geschichte des Chalderreichs, das dieses Vordringen gehemmt, aufgestellt. Noch bleibt die Frage der indogermanischen Einwanderung in diese semitischen Kulturgebiete zu lösen. —

**Geologisches.**

t. Das Vaterland des Vimssteins, der in vielen Industrien und auch im Haushalt ein nicht unwesentliches Werkzeug darstellt, ist die Insel Lipori, die größte der sieben Neapolitanischen Inseln nördlich von Sizilien. Der Vimsstein ist vulkanischer Entstehung und kommt an vielen Orten über die ganze Erde verstreut vor, aber nicht immer ist er zur Verwendung tauglich. Da er besonders als Poliermittel benutzt wird, so muß er eine möglichst gleichmäßige Struktur besitzen und darf keinerlei grobe Körner oder Einschlüsse von Mineralien enthalten. Seiner Natur nach ist der Vimsstein nichts anderes als vulkanisches Glas, und seine Besonderheit besteht nur darin, daß während des Erstarrs zahlreiche Gasblasen die noch flüssige Gesteinsmasse durchdrangen und sie so zu einem porösen Schaum auflösten, in welcher Form das Gestein dann erstarrte. Die Vimssteine werden aus dem Vulkan durchweg als Bomben ausgeworfen, die sich dann in der ganzen Umgebung des Kraters anhäufen und dort während des Erstarrs den beschriebenen Vorgang durchmachen, durch den sie zu Vimsstein werden. Die Insel Lipori setzt sich aus einer ganzen Reihe von Vulkanen zusammen, die heute sämtlich erloschen sind. Die auf der Südseite der 38 Quadratkilometer großen Insel gelegenen Vulkane waren in der Mitte der sogenannten Quartärperiode der Erdgeschichte, in die auch die Eiszeit fällt, in Thätigkeit und haben damals besonders untermeerische Ausbrüche gezeigt. Noch heute ist eine Reihe von Kratern wohl erhalten, aus denen zum Teil auch Vimssteinbomben ausgeworfen wurden; diese Vimssteine des Südens der Insel sind aber technisch wertlos, weil sie viele Mineraleinschlüsse enthalten. Gegen das Ende der Quartärzeit begann für die Insel, eine neue Zeit großartiger vulkanischer Ereignisse, und zwar diesmal im Nordosten, wo sich damals der Monte Pelato, auch Campo bianco genannt, der größte unter allen erloschenen Kratern der Neapolitanischen Inseln, öffnete, er besitzt noch heute einen Durchmesser von etwa 800 Metern und ist von einem Walde von 480 Meter Höhe umgeben. Aus dem Krater ergoß sich am Schlusse der Eruptionen ein großer Lavastrom von 2 Kilometer Länge ins Meer. Wenn man sich heute von Norden her der Insel nähert, so sieht dieser ausgeförderte Vulkan aus wie eine weiße gegen die Küste geneigte Schüssel, deren dunkler breiiger Inhalt sich gerade in die blaue Flut ergießen will. Von diesem Krater stammen beinahe alle Vimssteine, die in der ganzen Welt gekauft und benutzt werden. Der vulkanische Ausbruch muß ein ganz gewaltiger gewesen sein, denn noch heute bedecken die weißen Vimssteinauswürflinge den dritten Teil der ganzen Insel und sie haben sogar den höchsten Berg darauf, den Monte Cirico, der eine Höhe von 802 Meter erreicht, vollständig überhöhet, so daß von seinem eigentlichen Gestein nichts zu sehen ist. Stellenweise liegen die Vimssteinbomben noch heute 200 Meter hoch. Diese Vimssteine des Monte Pelato bilden den Hauptausfuhrartikel von Lipori und

haben in dem ganzen Umkreis des alten Vulkans den Anlaß zu einem höchst merkwürdigen Bergbau gegeben. Der Münchener Geologe Bergat hat davon eine anziehende Beschreibung gegeben. Um den Campo bianco herum sieht man auf den Höhen sowohl als in den Thälern die Rundlöcher der schräge in die Tiefe gehenden Schächte, und stellenweise ist der weiße Boden durchlöchert wie ein Schwamm. Alle Eingeborenen, die an dem Berge ein Weingut besitzen, treiben daneben auch noch unterirdisch eine Vimssteingewinnung. Es giebt Schächte bis zu 40 Meter Tiefe, sie sind aber, da das Holz außerordentlich teuer ist, sehr primitiv angelegt und nur so schwach befestigt, daß nicht selten der ganze Bau einstürzt und die Arbeiter unter sich begräbt. Eine Rettung giebt es dann kaum, und nur ein einfaches Holzkreuz bezeichnet die Stelle, wo der Bergbau ein solches Opfer forderte. Jährlich sollen 2 bis 3 Menschen auf diese Weise umkommen. Im Ganzen sind etwa 1200 Personen an dieser Beschäftigung beteiligt, und gegenwärtig sollen etwa 120 Gruben in Betrieb sein. Der Gesamtgewinn beträgt jährlich 6000 Tonnen im Werte von 800 000 Mark. —

**Humoristisches.**

— Ein Erinnerungsblatt an die am 6. Juli 1839 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn-Zeilstrecke Magdeburg-Schönebeck veröffentlicht die „Schöneb. Ztg.“: „Der Zug nach Magdeburg stand in Schönebeck zur Abfahrt bereit. Im Landhause hatte soeben die Festversammlung getagt, man war sich einig geworden, nach Magdeburg zu fahren, dort empfangen zu werden und dann wieder nach Schönebeck zurückzudampfen. Fahrgehd erhob die Eisenbahngesellschaft für diesen Zug nicht. Langsam bewegte sich die Versammlung zum nahen Bahnhofe, die wenigen Beamten erpüchten die Herrschaften in die damals noch offenen Waggons einzusteigen. Einige Müttige wählten der Aufforderung Folge leisten, aber sie hatten die Rechnung ohne ihre Frauen gemacht. Es begann ein toller Aufruhr. In die damals recht langen Rockhöfe der biedereren Chemämer klammerten sich die entsehten Frauen, mit Knidern (damals modernen Sonnenschirmen) trieben sie ihre Männer, die größtenteils in rosigster Feststimmung waren, von dem fauchenden Ungetüm zurück und ein trankhaftes Weinen erschütterte die Luft. Alles Jureden der Beamten auf die in ihrer Manneswürde gekränkten Ehegatten half nichts, die Frauen von Schönebeck behaupteten ihr Recht. Nur etwa zehn Männer, größtenteils Schiffsahrttreibende, unter Anführung des Schiffshammermeisters Chr. Römer, die ihre Frauen nicht mitgebracht hatten, bestiegen den bereitstehenden Zug, der dann langsam (40 Minuten) nach Magdeburg abdampfte. Man war um das Schicksal dieser ersten Reisenden so besorgt, daß dem zurückkehrenden Zuge die Leute bis hinter Westerbüßen entgegen gingen und erst beruhigt waren, als sie die „kühnen Fahrer“ mit ganzen Knochen wieder in Schönebeck angelangt sahen. Das war die erste Probefahrt der Magdeburg-Leipziger Bahn auf ihrer Zeilstrecke Schönebeck-Magdeburg. Was die Herren der Schöpfung für einen Empfang bei ihren Ehegesponsen erhielten, darüber berichtet die Chronik nichts, nur in einem Falle weiß Einander dieses, daß ihm oftmals von seinem Großvater erzählt wurde, „acht Tage lang hätte er keine ruhige Stunde im Hause gehabt wegen dieser tollkühnen Fahrt, und fast ein Jahr lang habe er keine Eisenbahn wieder betreten dürfen!“ —

**Notizen.**

— Am Sonntag, den 23. Juli, wird in einer Matinee „Der Trugige“ von Anzengruber im Neuen Theater (Direction Jarno) gegeben werden. Fräulein Riese, Adols Vint und Josef Jarno spielen die Hauptrollen. — Die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig hat in ihrer letzten Generalversammlung die Auflösung und Liquidation beschlossen. — „Mlaubart und Ariane“, Drama in drei Akten von Maurice Maeterlinck ist in der letzten Nummer der „Wiener Rundschau“ zum erstenmale in deutscher Sprache erschienen. Dypeln-Dronitowski hat das Werk ins Deutsche übertragen. — Aus dem litterarischen Nachlaß von Guy de Maupassant wird in nächster Zeit der erste Band, „Le père Milon“, in Paris erscheinen. Eine Uebersetzung ins Deutsche von Dypeln-Dronitowski wird gleichzeitig ausgegeben. — Der bedeutende Pariser Schauspieler Saint-Germain ist im Alter von sechsundsechzig Jahren gestorben. Er spielte besonders Rollen der Stücke von Sardou, Augier und Dumas. — In der Schweiz erscheinen, nach einer französischen Statistik, verhältnismäßig jährlich mehr Bücher als in jedem anderen Lande. Auf je 1000 Einwohner kommt nämlich ein Buch. Dann kommt Deutschland mit 1 auf 3200, Italien mit 1 auf 3300, Frankreich 1 auf 3500, England 1 auf 6500, die Vereinigten Staaten mit 1 auf 12 400. — Prof. Wilhelm Sieglin, bisher an der Leipziger Universität, ist als Nachfolger Heinrich Kiepers an die Berliner Universität berufen worden. Im nächsten Wintersemester wird er hier seine Vorlesungen beginnen. —